

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Oderischen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 27. März 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Das Zirkuskind.

Roman von Emma Merkel.

(Fortsetzung.)

Stolz und finster sah sie zu ihm auf; doch wie sie nun bemerkte, mit welcher Erschütterung er ihr auf die Lippen blickte, als hinge ihm Erlösung oder Verdammniß an ihren Worten, als er dann aufathmete, wie wenn er von unerträglicher Last befreit würde und fassungslos, kaum seiner Stimme mächtig, rief:

„Verzeihen Sie mir, — wenn Sie wüßten, wie schwer es war zu zweifeln.“

Da ward auch sie von seinem wilden Ernst mit ergriffen und sagte feierlich:

„Ich schwöre es Ihnen — bei dem Grabe meines Kindes: mein Herz ist so einsam wie seit vielen Jahren, und jenen Mann — ich kenne ihn kaum.“

Einen Moment lang hatte er nur das Bewußtsein eines großen Glücks, wie er seinen Blick in ihre freimüthig zu ihm emporgeschlagenen Augen versenkte und ihm bei diesem süßen, stummen Eindringen in ihre Seele der Glaube an ihre Reinheit und Tugend voll und ganz wiederkehrte.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er bewegt. Dann aber richtete er sich hoch auf; seine blauen Augen blickten drohend bei der Erinnerung an die Teufelei, die an dieser Frau verübt worden. Ein freudiger, triumphirender Born sprach aus seinen Bügen, ein begeisterter Wunsch zu strafen, zu vergelten.

„Sie sollen sehen, gnädige Frau, daß ich das Vertrauen, dessen Sie mich würdig hielten, verdiene,“ rief er.

„Ich glaube es,“ erwiderte sie, ihm die Hand reichend. Er hatte ihr nie so wohl gefallen, wie in dieser erregten Stunde. Sein heißes Interesse, seine Empörung, seine Angst und seine aus den Tiefen der Seele kommende Freude über ihren Schwur hatten ihr diesen Mann in einem neuen Lichte gezeigt. Er war ihr stets als zuverlässiger Charakter erschienen. Nun wußte sie, wie leidenschaftlich er ihr zugethan war. Eine Wärme, die sie lange, lange nicht mehr empfunden, durchströmte ihr Herz, färbte ihre Wangen, glänzte ihr aus den Augen. Ihre müde Ruhe war mit einem Male von ihr gewichen; eine jugendliche Erregung pochte ihr in allen Adern, wie er so vor ihr stand, stolz und kühn, von einem heiligen Feuer durchglüht. Es schien ihr süß und beglückend, sich von ihm beschützt fühlen zu dürfen.

„O, ich weiß, Sie werden über meinen Ruf wachen, wie ein Bruder es thun würde,“ fügte sie mit ihrem bezaubernden Lächeln hinzu. „Aber nur meine Freunde sollen gut von mir denken. Die Welt, lassen Sie sie lästern. Ich verachte ihre Verleumdung.“

Er antwortete nichts; er zog ihre Hand an die Lippen und küßte sie, lange, langsam. — —

Der tiefe Ernst seines Abschieds, der Blick, mit dem er sie verlassen, stand ihr immerfort vor Augen. Es war ihr bang zu Muth, und doch überrieselte sie zuweilen ein seliger Schauer.

„Geliebt werden, es ist doch das Beste, was die Welt besitzt,“ dachte sie, sich immer wieder sein Beben, sein Aufathmen, seinen heißen Ton zurückrufend.

Sie glaubte wieder an Liebe.

Unwillkürlich verstummte im Kreise der Offiziere die heitere Unterhaltung, als Wildenau an diesem Abende in das Kasino trat, mit einem bleichen Gesicht und düsterer Stirn, in mühsam beherrschter Erregung. Ohne zu sprechen, ohne zu trinken, saß er hinter seinem Glase, und nur wenn die Thüre geöffnet wurde, dann hob er den Kopf und durch seine Augen schoß ein zorniges Aufblitzen. Allmählich achtete man seiner unheimlichen, verschlossenen Miene nicht mehr und plauderte weiter.

Stezaneß trat ein, grüßte mit der ihm eigenen, raschen Beweglichkeit und nahm Platz. Einer oder der andere warf einen Blick auf den Rittmeister, erinnerte sich an dessen gestrigen Zornausbruch und unterdrückte einen frivolen Witz, den er Jan hatte zurufen wollen. Aber ein lustiger Oberleutnant konnte sich doch die Bemerkung nicht versagen:

„Nun, Stezaneß, gestern hatten wir ja wieder nicht das Vergnügen, oder doch erst zu nachtschlafender Zeit. Gut amüßirt?“

Jan zuckte die Achseln, zwickte die Augen zusammen, drehte den Schnurrbart und lachte ein wenig:

„Sie wissen, daß ich studire, wenn ich abwesend bin,“ sagte er.

Aber der Ton der Worte, der Ausdruck seines Gesichtes ließen die Ausflucht so wenig glaubwürdig erscheinen, daß seine Erklärung mehr als volles Schweigen zu Vermuthungen Anlaß geben mußte. Er wehrte sich auch nur wenig gegen die nun ausbrechende Heiterkeit und stieß selbst ein kurzes frivoles Lachen aus, als einer der Offiziere rief:

„Ja, man weiß auch, was Sie studiren: die ars amandi.“

Aber nun richtete sich Leo auf. Strafend und streng klang seine Stimme. Es ward still in dem lauten Kreise:

„Meine Herren,“ rief er heiser vor Entrüstung, „wir sprachen gestern über das Thema: Diskretion. Ich sagte, daß ich einen Mann für einen verächtlichen Prahler halte, der über die ihm gewordene Gunst einer Frau nicht zu schweigen weiß, der ihren Ruf nicht so hoch achtet, daß er sich lieber zerreißen lassen würde, als sie nur mit einer leifesten Miene zu verrathen. Aber meine Herren, welchen Namen haben Sie für einen Menschen, der mit einer Gunst prahlt, die er nicht besitzt, der, der Teufel weiß aus welchem Grunde, durch sein Lachen, durch sein halbes Eingehen auf

Nekereien, seine halben Andeutungen die Ehre einer tugendhaften Frau bemäkelte, einer Frau, die nichts von ihm wissen will, die ihm die Thür gewiesen hat."

Nur Leo's Stimme beherrschte den still gewordenen Raum. Neugierig sahen die Offiziere bald auf sein von heiligem Born erglühendes Gesicht, bald auf Stzezaneł, der mit der ungeduldigen Frage: „Was soll die Predigt?“ sein Unbehagen abzuschütteln suchte, der aber doch gründlich fahl wurde unter den fest auf ihn gerichteten Augen des Rittmeisters. Und nun erhob sich dieser in seiner ganzen stattlichen Größe, wie ein Ankläger und Richter zugleich stand er Jan gegenüber und mit flammender Empörung fuhr er fort:

„Meine Herren, was haben Sie für Namen für einen solchen Verleumder? Ich nenne ihn einen ehrlosen Schuft — ja Stzezaneł, einen ehrlosen Schuft, weil unserer Sprache eine bessere Bezeichnung fehlt für solche Niedertracht!“

Jan taumelte zurück wie von einem Faustschlag getroffen; eine besinnungslose Wuth ergriff ihn; mit funkelnden Augen wollte er sich auf den Rittmeister losstürzen, aber die Offiziere waren aufgesprungen, Leutnant Strüzel hielt seinen Freund fest und zog ihn, beschwichtigend auf ihn einredend, in das Nebenzimmer.

„Sie werden von mir hören!“ schrie Jan noch mit vor Wuth verzerrten Zügen, mit fahlen Lippen und einem Blick, in dem ein verzweifelter Nachgeklüft brannte. Aber nur der junge Leutnant folgte ihm; man ließ ihn gehen, wie einen Geächteten. Wildenau war nicht bei allen beliebt, war manchen zu ernst und gewissenhaft; aber er war von allen hochgeachtet. Man wußte, daß dieser Mann sich nicht ohne Ursache so ins Feuer rebete. Seine Worte hatten den sieghaften Stempel der Wahrheit getragen; einer Wahrheit, die für alle die Herren etwas Beschämendes hatte, da sie sich ja alle an der Verleumdung gegen Frau von Lothardt theilhaftig hatten. Ein peinlicher Ernst lastete nun über dem Kreise. Man stand in Gruppen zusammen; man flüsterte. Leo war umringt von den ihm befreundeten Offizieren und sprach in gedämpftem Tone mit ihnen. Nur einmal hörte man wieder seine Stimme zu warmer Begeisterung anschwellen:

„Ich lege meine Hand ins Feuer für die Reinheit dieser Frau!“

Aber je mehr seine Ueberzeugung durchdrang, desto abscheulicher, desto unertklärlicher schien Jan's Benehmen. Man besann sich, daß er niemals dem Gerede ernstlich entgegen getreten war, daß er die Nekerei sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit herausgefordert hatte. Leutnant Strüzel war der einzige Getreue, der noch an ihn und seine Erfolge glaubte; der einzige auch, den der Vorfall mit einer angenehmen Aufregung erfüllte. Zum ersten male war er Zeuge eines Ereignisses, das in dem Leben eines Weltmannes ja vorkommen muß, zum ersten male spielte er wenigstens eine Nebenrolle in einer geheimnißvollen Angelegenheit.

Zwei Tage später fand in einem nahen Wäldchen, das von einem hohen Berggrüden überragt, vor den schlimmsten Winterstürmen gedeckt war, das Duell statt.

Am diesem Morgen hatte Adele ihren Arzt rufen lassen, da eine ihrer Dienerrinnen erkrankt war. Sonst pflegte der Doktor gerne ein Stündchen auf der Villa zu verweilen, denn er hatte im Winter keine allzu beschwerliche Praxis, und es that ihm wohl, in dem behaglichen Raum der schönen Frau gegenüber zu sitzen. Heute aber warf er nur rasch sein Rezept auf das Papier und schlüpfte sogleich wieder in seine Pelzhandschuhe.

„Sie entschuldigen, meine Gnädige, ich bin zu einer Konsultation bestellt und habe Eile. Ich sehe morgen nach.“ Dann, schon an der Thüre, fügte er im Flüstertone hinzu: „Heute morgen hat ein Duell stattgefunden zwischen zwei Offizieren. Rittmeister Wildenau ist schwer verwundet. Ein Schuß in die Brust. Ich soll mit meinem Kollegen, dem Garnisonsarzt, berathen, ob er ins Lazarett transportirt werden kann. Ich bin dafür, wenn es irgend geht-

Sie haben ihn vorläufig in seine Garçon-Wohnung gebracht; aber da kann er nicht ordentlich gepflegt werden. Die Geschichte ist jedenfalls langwierig —“

Der Arzt sprach in seinem Berufseifer in trockenem Tone vor sich hin. Es war wie ein lautes Denken. Er bemerkte nicht, welchen Eindruck seine Worte auf Adele machten. Aber sie legte ihm plötzlich die Hand fest auf den Arm, er sah sie schwanken, als wolle sie im nächsten Moment umsinken, sah ein todtenblaßes Gesicht, mit weitgeöffneten Augen.

„Nicht ins Lazarett — hierher in mein Haus sollen Sie ihn bringen lassen. Suchen Sie sich ein Zimmer aus, das beste, — irgend welches,“ stammelte sie, mühsam ihre Sinne beherrschend.

Der Arzt schüttelte den Kopf, nahm ihren Arm und führte sie zu dem Sofa zurück.

„Verzeihen Sie, das war nichts für Ihre Nerven. Ich sehe ich verlerne mit Damen umzugehen! So, setzen Sie sich, meine Gnädige.“ Dann die Augen auf ihr Gesicht heftend, fügte er leiser hinzu:

„Sie haben mich mißverstanden. Der andre, Oberleutnant Stzezaneł, ist so ziemlich heil davon gekommen; nur ein leichter Schuß ins Bein. Es ist nicht nöthig, daß Sie den auf die Villa bringen lassen.“

Adele verstand ihn nicht gleich; dann aber sprang sie heftig auf:

„Auch Sie, Doktor, auch Sie glauben also —“

„Daß Sie mit Herrn Oberleutnant Stzezaneł — befreundet sind, nichts weiter,“ beschwichtigte sie der Arzt, nicht ohne Verlegenheit.

Adele sah starr vor sich hin.

„Er hatte recht. Dieses Lügengewebe war fest und dicht um mich gesponnen. Um es zu zerreißen, hat er sein Leben gewagt. Und das ist die Gerechtigkeit dieses Gottesurtheils. Er ringt mit dem Tode und der andere ist heil und gesund.“

Sie murmelte die Worte mit blaffen Lippen vor sich hin, in heißer Angst die Hände ineinander krampfend. Dann wendete sie sich mit einem festen Blick und einem fast strengen Ton an den Arzt, der ungeduldig weiterstrebte und die erregte Frau doch nicht allzu schnell verlassen wollte:

„Rittmeister Wildenau muß hierher gebracht werden! — Herr Doktor, wenn Sie mich nicht tief unglücklich machen wollen, so geben Sie die Weisung.“

„Gerne, meine liebe gnädige Frau — nur dürfte ich Ihnen vielleicht doch zu bedenken geben: überlegen Sie sich diesen Entschluß. Rittmeister Wildenau hat einen Schuß durch die Brust und wird, wenn er sich überhaupt wieder erholt, langer Pflege bedürfen. Die Leute werden reden.“

„Die Leute!“ rief Adele verächtlich. „Diese selben Leute, die grundlose Lügen über mich glaubten! Mögen sie doch. Hier handelt es sich um eine Pflicht, um eine Schuld der Dankbarkeit, die ich bezahlen will. Gott gebe, daß ich es kann.“

Als dann eine Stunde später die Tragbahre mit dem schwer Verwundeten in der Villa anlangte, meinte sie freilich, sie müsse zusammenbrechen vor Schmerz. Bleich, mit Schatten des Todes unter den geschlossenen Augen, fieberkrank, mit schwer athmender Brust, lag nun der Mann vor ihr, der sie so kühn und stolzbewegt, in solcher Lebensfülle verlassen, für den sich in ihrem Herzen ein süßes, leises Erwachen geregt hatte.

„Um Deinetwillen! Um Deinetwillen!“ Sie brachte den furchtbar quälenden Gedanken in den nun folgenden Tagen und Nächten der Angst und Sorge nicht aus dem Sinn, während über dem Krankenzimmer der Todesengel schwebte und schon seine schwarzen Fittiche über Leo breitete.

Stzezanełs Kugel war zur rechten Seite in die Brust eingedrungen und aus dem Rücken entfernt worden. Dieselbe mußte eine innere Verletzung verursacht haben, denn heftige Fieberer-

scheinungen ängstigten die Aerzte und ließen in den ersten Tagen das Schlimmste befürchten. Aber Leo's Natur entwickelte eine staunenerregende Heilkraft. Es war, als hielte ein Zauber den halb verlorenen Mann am Leben fest. War's der Blick aus den überwachenden, bangen Frauenaugen, der sich so flehend auf ihn heftete? War es die weiche Hand, die zuweilen seine matte, fieberheiße berührte? Die fast erstorbene Lebensflamme flackerte plötzlich wieder empor.

Aber nun begannen erst die Tage der Geduld, der Pflege, der ernstesten Monotonie des Krankenzimmers.

Draußen sank noch immer der Schnee in schweren Massen nieder und hüllte Villa und Park in lautlose Stille. Nacht für Nacht schimmerte aus dem Fenster im Erdgeschoß trauriger, gedämpfter Lichtschein. Ein paar Kameraden Leo's kamen täglich an die Thüre, um sich zu erkundigen; zweimal hielt der Doktorwagen; — sonst blieb das Haus wie abgeschnitten von aller Welt, von einem heimlichen Frieden umspunnen, wie die Berge im Hintergrunde in feierliches Schweigen getaucht. Aber wenn auch Abele wie eine Gefangene ihre Tage verlebt, nur zuweilen im Park frische Luft athmend, eine Neugierde, die in der Stadt die Kunde machte, kam ihr dennoch zu Ohren.

Oberleutnant Stjezaneß hatte den Dienst quittiren müssen und war eines Morgens aus seiner Wohnung verschwunden, — niemand wußte wohin. Man sprach von übermäßigen Schulden, von schmutzigen Geldgeschichten, die nun, da das Duell die Augen auf ihn gelenkt, seinem Oberst hinterbracht worden waren.

Leutnant Strüßel machte eine so verblüffte Miene über diesen Vorfall, daß sein Gesicht förmlich einen Ausdruck der Bestürzung beibehielt. Er hatte sich, in blindem Vertrauen, bei verschiedenen Wechsellern Stjezaneß als Bürge mit unterschrieben.

Hatte Jan ihn durch seine ihm vorgepiegelten Erfolge bei der reichen Wittve blenden, oder die Frau zwingen wollen ihm die Hand zu reichen, indem er ihren Ruf untergrub? War seine abscheulich-listige Verleumdung ein Racheakt gewesen oder eine verzweifelte Anstrengung, seine drängenden Gläubiger zurückzuhalten, indem er ihnen die Aussicht auf seine glänzende Heirat vorschwindelte? Niemand hat je diesen dunklen Plan völlig enträthelt. Er war zerfallen, und sein Urheber verschollen.

Abele konnte ein Gefühl der Genugthuung bei dieser Nachricht nicht unterdrücken. Sie hatte ja gesehen wie der Unschuldige litt, und sie hätte an jeder Gerechtigkeit verzweifeln müssen, wenn Jan Stjezaneß sich nach wie vor, straflos und reuelos, seines Lebens zu erfreuen vermocht hätte. Nun hoffte sie seinem frechen Gesicht nie wieder im Leben zu begegnen; der Mann war für sie abgethan. Alle ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit ihrem Kranken, ihrem Genesenden. Mit heldenhafter Geduld hatte Leo seine Schmerzen getragen, mit rührender Dankbarkeit ihr jeden Dienst, den sie ihm leistete, gelohnt. In seiner Schwäche hatte er ihr verrathen, wie tief, wie heiß er sie liebte.

Aber es kam eine Stunde, in der seine Kraft des Ertragens erschöpft schien und er der Verzweiflung nahe war. Der Arzt war bei ihm gewesen und hatte ihm eröffnen müssen, was man ihm bisher verheimlicht; daß die Rückkehr in den Militärdienst für ihn zur Unmöglichkeit geworden sei. Sein rechter Lungenflügel war durch den Schuß gestreift worden und, wenn auch dank seiner guten Natur und der sorgfältigen Pflege die Wunde wieder zugeheilt war, so blieb doch ein für das Ohr des Kundigen bei jedem Athemzuge vernehmbares Hemmniß zurück. Ein Veruß, der körperliche Anstrengung erheischte, bedeutete für ihn eine beständige Todesgefahr.

Abele hatte diese traurige ärztliche Diagnose lange wie ein drückendes Geheimniß in sich verschlossen. Sie hatte gebangt vor dem Augenblick, da der Freund sie endlich dennoch erfahren mußte. Todtenblaß, die Hände ineinander krampfend, stand sie, als der Arzt den Rittmeister verlassen, im Nebenzimmer und lauschte, lauschte in einer qualvollen Unruhe, der Mann, der ihr so theuer geworden,

könnte dem Leben, um das sie in vielen schlaflosen Nächten gezittert, mit eigener Hand ein Ende machen wollen. Endlich ertrug sie die Herzensangst nicht länger. Sie trat ein. Sie sah ihn mit schlaff herabhängenden Armen auf seinem Stuhle sitzen, die Augen starr auf den Boden gerichtet, mit einem Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit.

„Mein armer Freund,“ sagte sie. „D ich kann, ich will Sie nicht allein lassen in dieser Stunde. Um meinetwillen ist dieses Furchtbare über Sie verhängt worden. Lassen Sie es mich mit Ihnen tragen. Die Opfer, die Sie mir gebracht, sie drücken mich ja zu Boden.“

Er versuchte zu lächeln, seine trostlose Stimmung zu verbergen.

„Verzeihen Sie — es ist nur der erste Moment. Die Zukunft liegt nun so dunkel vor mir; aber ich werde auch darüber ruhiger denken. Liebe, gnädige Frau, sorgen Sie sich nicht um mich.“

„D, Sie sollten sich nicht vor mir verstellen. Ich habe ein Recht auf Ihr Vertrauen. Heucheln Sie doch nicht diese vernünftige Fassung. Ich weiß ja, daß Sie mir fluchen, die Stunde verwünschen müssen, in der Sie mir Freundschaft gelobten.“

Er sah warm und traurig zu ihr auf, mit seinen großen Krankenaugen und schüttelte langsam das Haupt:

„Nein, nein, niemals,“ versicherte er ernst. Dann fügte er leiser, mit einem düsteren Tone hinzu: „Ich fluche nur dem Geschick. Warum hat mich die Kugel nicht besser getroffen? Warum muß ich als halber Krüppel leben? Sterben wäre ja ein Leichtes gewesen. Aber ein verpfushtes, nutzloses Dasein —!“

Er drückte die Hände vor das Gesicht.

Abele legte ihm sanft ihre Rechte auf die Schulter.

„Ist ein Leben wirklich ganz verpfuscht, ganz nutzlos, das einem andern Menschenkinde so viel Werth besitzt, wie mir das Ihre! D, mein Freund, muß ich denn alle weibliche Scheu beiseite setzen und Ihnen zuerst sagen, was Sie mir mit hartnäckigem Stolz verschweigen wollen? Soll ich, darf ich es denn nicht wissen, daß Sie mir gut sind? Aber wie fest Sie auch die Lippen verschließen, ich weiß es ja dennoch — dennoch, mein Freund. Mein Herz hat es errathen —“

Er hatte ihre Hände ergriffen und drückte sie mit ungestümer Zärtlichkeit.

„D, machen Sie mir den Kampf nicht noch schwerer, Abele! Ich habe ja ohnehin die Kraft des Entsagens verlernt in diesen unvergeßlichen Tagen in Ihrer Nähe, in der ganzen Fülle Ihrer Güte. Aber dennoch — wie dürfte ein Mensch wie ich, ein Offizier außer Dienst, mit einer kranken Brust obendrein — wie dürfte er die Augen zu Ihnen erheben? Nein! Nein! Dieser armselige Mensch darf Ihnen wohl noch ein letztes mal die Hand küssen, nicht wahr, und dann — dann wird er gehen, mit einem letzten Dankeswort, mit einem letzten, traurigen Lebewohl!“

Abele schwieg einen Moment, kämpfend mit sich selber.

„So seid Ihr Männer,“ sagte sie dann leise. „Euer Stolz ist Euer Abgott. Nieber wollen Sie mir und sich selber grausam weh thun, als ihm abtrünnig werden. Aus Hochmuth opfern Sie ein Menschenglück. Unser Glück, Leo! Es giebt ja kein Bedenken, keinen Strupel, keinen Zweifel mehr — da wir uns doch beide lieb haben —“

Ein Aufschrei unterbrach sie. Dann klammerten seine Arme sich um ihren Hals; er küßte sie in einem Taumel, der keine Worte findet, auf die Lippen, auf die geliebten Augen. Er fühlte in überwältigender Seligkeit, wie ihre zarte Gestalt sich an die seine schmiegte, wie ihr Mund in süßer Hingebung seine Küsse erwiderte. Von diesem Freudensturm erschüttert, griff er plötzlich schwankend nach einer Stütze und sank in einen Stuhl nieder.

„Ich bin noch so schwach, mein armer Schatz, siehst Du. Ich kann das Glück nicht ertragen. Es ist auch zu viel, zu viel. Haben wir uns wirklich beide lieb? Sag' es noch einmal, Abele. Ist es denn wahr? Geliebt von Dir! Geliebt!“

Erschrocken von seiner Blässe, von dem ungestümen Klopfen seines Herzens, von seinen raschen Athemzügen, von dem verklärten Blick, mit dem er ihre Züge förmlich in sich einsog, ließ sich Ubele vor ihm nieder und drückte ihr schönes Haupt in seinen Schoß.

Eine zärtliche, opferbereite Liebe regte sich in ihr, wie sie sie nie zuvor empfunden hatte.

„Wie Du Deine Kraft überschätzt hast, Geliebter. Glaub mir's, das Glück erträgt sich leichter als die Trennung. Wir wären ja beide zu Grunde gegangen an diesem Lebewohl. O, Du brauchst mich noch — wir brauchen einander. Und Du wirst sehen, ich pflege Dich gesund. Soll ich Dir sagen, was ich lange schon im stillen träumte? Eine kleine, lauschige Villa, im Süden, am blauen Meer. Und dort — fern von allen Menschen wir beide. Ein stilles, warmes Heim, in dem ich ganz nur für Dich lebe. Ganz nur für Dich!“

II.

Zwölf Jahre waren vorüber. Für Ubele zwölf Jahre eines Glückes, so groß, so tief, so schattenlos, daß sie nicht murren durfte wider das Geschick, das ihr so seltene Seligkeit beschieden hatte, als das jähe Ende kam und ihr Gatte bei einem Ritt am blauen Meer plötzlich von einem Herzschlag getroffen vom Pferde sank. In stummer Resignation beugte Ubele das Haupt. Sie verließ die schöne Villa an der Riviera, in der sie an Leo's Seite in einer Fülle von Sonnenschein, von Liebe und Frieden geschwelgt hatte und kehrte nach Deutschland zurück. In einem eleganten Hause in einer deutschen Residenzstadt miethete sie eine große luftige Wohnung und lebte hier einsam, als sei sie durch die Kreppschleier, die sie einhüllten, förmlich auch von der Welt der Lebendigen draußen abgeschlossen.

Hier sah sie eine Weile nach ihrer Ankunft jenes Mädchen wieder, das ihr vor Jahren mit seinen großen, scheuen Kinderaugen mitleidiges Interesse erweckt, das sie aus der herumziehenden Seiltänzerbude errettet hatte, das nun zu einem schönen, großen Geschöpfe herangeblüht war. Ubele hatte nicht aufgehört für Dahla zu sorgen, bis diese eines Tages erklärte, daß sie nun selbständig ihren Unterhalt zu erwerben vermöchte. Ihrem Herzen war das wilde Gauklerkind immer ferner gerückt; auch den Erzieherinnen war es nicht geglückt, das leidenschaftliche Temperament des Mädchens zu zügeln, und wenn Dahla auch Talente und Fleiß gezeigt, so war sie nach der Aussage der Institutsvorsteherin doch ein unverbesserlicher Troßkopf geblieben und eines Tages, um sich einer Strafe zu entziehen, aus dem Pensionat davongelaufen, um Schauspielerin zu werden. Ubele hatte kein Verständniß für die Widerspenstigkeit des jungen Geschöpfes gehabt und ihr Benehmen in strengen Worten verurtheilt. Auch jetzt, bei diesem ersten Wiedersehen, als Dahla mit ihrem schönen ernsten Gesichte, mit ihrer schlanen, stolzen, hohen Gestalt vor ihr stand, konnte sie sich für das junge Mädchen nicht erwärmen. Ihr eigenes Dasein hatte immer so im Sonnenlicht gestanden, war in den letzten Jahren ganz von Liebe und nun von einem großen Leid erfüllt; sie begriff die Unruhe, die leidenschaftliche Sehnsucht des jungen Wesens nach Erfolg, nach Ruhm, nach Selbständigkeit nicht. Sie verurtheilte den Troß, die verschlossene Scheu Dahlas, die doch nur durch einsames, liebeloses, elternloses Leben in dem Mädchen groß gezogen war.

Die junge Schauspielerin verließ ihre einstige Beschützerin mit einer tiefen Enttäuschung. Ach, sie fühlte sich so allein in der Welt. Sie hatte gehofft, ein Herz zu finden, und es war ihr nur eine fremde, reiche Dame gegenübergetreten, die ihr Wohlthaten antrug, die sie zu stolz war anzunehmen.

Als sie die breite Steintreppe des Hauses herabschritt, wurde eben im ersten Stock die Thüre geöffnet, an der ein großes Messingschild den Namen trug: Steilacker & Comp. Ein junger Mann trat heraus und warf einen so forschenden Blick auf sie, daß sie unwillkürlich die Augen zu ihm aufschlug.

Einen Moment betrachteten sie sich gegenseitig, und es war Dahla, als habe sie dieses junge Gesicht schon einmal gesehen. Eine dunkle, unfaßbare Erinnerung dämmerte vor ihr auf; aber sie senkte mit leiser Verlegenheit die Augen und schritt an dem jungen Mann, der sie noch immer auffallend anstarrte, vorüber. Doch ehe sie noch den Flur erreichte, war er ihr nachgeeilt und rief mit erregter Stimme:

„Mein Fräulein! — Verzeihen Sie mir meine Dreistigkeit, — es ist ja möglich, daß eine flüchtige Aehnlichkeit mich täuscht, aber ich meine bestimmt, wir sind uns schon einmal begegnet. Es ist lange her; wir waren beide noch Kinder —“

Dahla hatte erst mit einer sehr frostig abweisenden Miene zugehört; nun erhellten sich plötzlich ihre Züge und mit freudiger Ueberraschung streckte sie dem jungen Mann die Hand entgegen:

„Sie sind der kleine Hans, der mir die Mandeln schenkte, der so viel Schläge bekam,“ rief sie mit ausleuchtenden Augen. „Sind Sie's wirklich! Aber wie Sie sich verändert haben!“

„Ja — ich bin aus einem Bauernjungen ein Großstädter geworden. Das ist allerdings eine ziemliche Umwandlung. In der That, mir ist so viel Gutes und Schönes zu Theil geworden, seitdem ich im Hause meines Vormundes aufgenommen wurde wie ein eigenes Kind, daß mir meine traurige Jugend bei dem Stiefvater auf der Mühle vor der Stadt schon wie ein halbes Märchen erscheint. Aber das kleine Seiltänzerkind habe ich nie vergessen. Wie ein helllichtes Wunder hat diese Gestalt vor meiner Erinnerung geschwebt. Ich hoffe, Fräulein Dahla, daß auch Ihr Leben seitdem eine frohere Wendung erfahren hat.“

Das Mädchen schüttelte finster das schöne Haupt mit dem reichen, dunklen Haar, das in seiner Ueberfülle förmlich einen düsteren Schatten auf Stirne und Wangen warf.

„Mein Dasein hat sich nicht so schön gefügt wie das Ihre; vielleicht war ich auch nicht so fügsam wie Sie. Ich war unglücklich und unzufrieden im Institut, besonders in den letzten Jahren. Als man mich eines Tages in die Bodenkammer einsperren ließ, völlig ungerechterweise, hauptsächlich weil meine Mitschülerinnen sich feige von mir los sagten — bin ich über die Dächer hinweg davongelaufen. Ach, damals war ich erst sechzehn Jahre alt. Ich meinte, außerhalb der Institutsmauern wäre das Glück, die Freiheit! Ich habe viel gelernt in den vielen Jahren, viel Bitterkeit erfahren. Ich meinte, es wäre so leicht, eine berühmte Schauspielerin zu werden. Du lieber Gott! Dazu braucht man nicht bloß Talent. Man braucht auch Protektion. Ein armes Mädchen, ohne Freunde wie ich, das zu stolz ist zur Intrigue, das bringt es eben nicht weiter als bis zu Kammerkassenrollen und hat zu schweigen wie eine Statistin.“

Es glühte in ihren Augen von verhaltener Leidenschaft, und wie sie den stolzen Kopf in heftiger Ungeduld zurückwarf, sagte sich Hans in warmer Bewunderung, daß diese Züge für die tragische Muse wie geschaffen seien. (Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

## Am Telephon.

Humoreske von Barbara von Blomberg.

Himmel, da raffelt schon der Milchwagen auf den Hof! Es muß mindestens zehn Uhr sein. Ich gelobe mir wohl zum zwanzigsten mal, sofort aufzustehen und falle doch wieder auf mein Kopfkissen zurück, um mich noch einmal meinen Gedanken hinzugeben. Wie greifbar ich ihr bezauberndes Gesicht sehe! Die blitzenden, übermüthigen Augen, den lachenden Mund mit den weißen Zähnen, das braune Kraushaar und die schneeweiße Stirn! Sie ist einfach bezaubernd!

Ich bin wahrhaftig keine verliebte Natur, im Gegentheil, der Mehlthau der Blasirtheit ist schon stark auf meine 35 Jahre gefallen. Ich habe sogar gemeint, mit dem thörichten Ding, dem

Herzen, fertig zu sein. Ich habe nur zu oft ausgesprochen, daß ich nicht beabsichtige, anderer Leute Töchter zu ernähren. Jrgend ein reiches, gut erzogenes Mädchen kann ich im Nothfall immer haben, darum keine Bange! Ich bin die begehrteste Partie der Umgegend. Eigentlich eine Perle für die heiratslustige Damenwelt. Ich bin sehr gut situiert und unter uns gesagt, was man so einen netten, forschen Kerl nennt, gut aussehend, witziger Unterhalter, na — mehr erlaubt mir selbst der Rest meiner Bescheidenheit nicht zu denken.

Zum gestrigen Diner bin ich eigentlich ungern gefahren und mag meiner Tischdame, einem Fräulein von Sohr, Schwester des jungen Landraths, ein recht ungnädiges Gesicht gemacht haben. Gegen arme, adlige Mädels habe ich einmal eine Antipathie!

Doch schon nach der ersten halben Stunde werfe ich all' meine Vorurtheile über Bord. Ein prickelnder Reiz geht von ihr aus, eine fesselnde Kraft. Das ist eine Unterhaltung! Ein schlagfertiges Wortgeplänkel, ein witziges Getändel und dann plötzlich ein Vertiefen auf ernstern Gebieten. Was hat das Mädchen für selbständige Ansichten! Wie sie den hübschen Kopf aufwirft beim ersten Streit! Und ich alter Sünder streite mich fortwährend mit ihr, nur um das Ausblitzen der feurigen Augen und das lichte Roth auf ihren Wangen zu sehen. Ihre sichere, gewandte Art reizt und fesselt mich unwiderstehlich. Als ich ihr Adieu sage, weiß ich — die heirate ich. Ob es mir gelingen wird? Bah, ich will. Mir gelingt immer, was ich will! — Halt — Fritz Schlagentien, sei ehrlich! Einmal hast Du einen empfindlichen Fehlschlag gehabt. Ich habe mich nämlich mal vergeblich bemüht. Es weiß aber niemand.

Kirrrr — gellend schallt die elektrische Klingel des Telephons in meine Gedanken. Mit einem Satz bin ich auf den Füßen und stehe im nächsten Moment mit flüchtig übergeworfenem Plaid im Entree, den Hörcher am Ohr.

„Hier Schlagentien. — — Ob ich am zehnten die Treibjagd gebe und die Hasen verkaufen will? — Ja, natürlich. Was wollen Sie denn geben, Meyer? — — Was, Stück 2,50 Mark. Kee alier Freund. Ist nicht. Drei Mark will ich haben. Besprechen Sie sich das mal mit Ihrem Kompagnon, ich bleibe am Apparat und erwarte die Antwort.“

Soeben will ich den Hörcher abnehmen, da durchzuckt es mich wie ein elektrischer Schlag. Da ist sie ja, die perlende Tonleiter und die helle, klangreiche Stimme von Rätthe von Sohr! In athemloser Spannung drücke ich den Hörcher an das Ohr, trotzdem mir ein unklares Gefühl sagt, daß Lauschen nicht zu den Kavaliertugenden gehört.

Kein Zweifel, Rätthe von Sohr unterhält sich mit ihrer Freundin Mieke Golling. Himmel, sind die Mädels unvorsichtig! Unterhalten sich ganz ungenirt über den gestrigen Abend, mokiren sich, nennen Namen, belachen den ungeschickten Behrend und den kahlköpfigen Großmann. Da fällt mein Name! Mieke Gollings tiefes Organ klingt ganz deutlich an mein Lauscherohr. „Du warst wohl rein weg von Schlagentien?“

Da — die Tonleiter. Das ist die ganze Antwort. — Mir klopft das Herz wie einem Primaner.

„Rätthe, so höre doch, es ist wirklich ein netter Mensch, denke nur, er soll sogar eine Vockensammlung haben.“

Blitzschnell kommt die Antwort. „Da hat er wohl seine eigenen drin.“

Ich fühle, wie mir das Blut in die Schläfe schießt, ich bin wüthend. Ich habe gedacht, kein Mensch merkt den mangelnden Haarwuchs bei der künstlichen Frisur. Und nun so etwas!

Krachend werfe ich den Hörcher an den Hasen. Wie mich das trifft, wie sich meine Eitelkeit windet unter diesem Schlag!

Wie ich sie hasse, diese grausame Rätthe von Sohr! Ich benehme mich wie ein Sinnloser und bin mir nicht bewußt, was für einen göttlich komischen Anblick ich in meinem phantastischen Gewande biete.

Kirrrr — die Klingel.

„Hier Schlagentien. — — Was wollen Sie denn? — Hasen, — was — drei Mark? — Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihren Hasen, ich verkaufe keine, gebe überhaupt keine Jagd. Lassen Sie mich ungeschoren — Schluß.“

Diese entseßlichen Wochen, die nun folgen! Mein Hauspersonal schleicht mir schein aus dem Wege. Meiner Wirthschafterin schicke ich das Essen mit einigen Komplimenten zurück, weil ich an der Idee leide, daß alles angebrannt ist. Wehe dem Unglücklichen, der mich an das Telephon ruft, ich werde beim geringsten Anlaß ausfallend und drehe die Kurbel mit solcher Ausdauer, daß sich die Post über mich beschwert. Ich jage nicht, ich reite nicht, ich nehme keine Gesellschaften an. Ich sitze in meinen vier Wänden und treibe ein sehr lehrreiches Studium, ich studire mich selbst. Ich stehe vor dem Spiegel und sehe deutlich die Falten im Gesicht und den häßlichen Zug, den manche übernächtige Stunde hineingezeichnet. Ich sehe die herrischen, hochmüthigen Augen und den spärlichen Haarwuchs und kann nicht begreifen, daß ich mir eingebildet, einem Mädchen, wie Rätthe von Sohr, damit zu imponiren. Hat sie nicht tausendmal recht, daß sie meine Eitelkeit belacht?

Ich hasse und liebe sie in einem Athemzug. Ich sehne mich nach ihr und gehe ihr doch krampfhaft aus dem Wege. Endlich sage ich mir zum hundertsten mal, daß ich ein ausgemachter Narr bin. Ich lasse anspannen und jage eines Abends nach der Stadt, um mir in unserer Kneipe einen fidelen Abend zu machen. Den Regierungsassessor und den Amtsrichter treffe ich ja auf alle Fälle. Es lebe die Junggesellschaft!

Das Lokal ist verdächtig anständig beleuchtet; ich öffne mißtrauisch die Thür und werde mit einem Hurrah begrüßt. Der Landrath, die Rittergutsbesitzer, kurz, die Cheherren, sitzen fast alle beim Grogg zusammen und scheinen ihrer Frauen Radmäntel zu bewachen, die mich in meiner aufgeregten Phantasie schadensfroh von den Riegeln angrinsen.

„Wie kommen Sie denn alle hierher?“ frage ich nicht eben liebenswürdig. Aber der Landrath zieht mich neben sich auf das Sopha und sagt vergnügt: „Das wissen Sie nicht, Schlagentien? Heute ist wieder Konzert; alle Damen sitzen andächtig im Saal. Hören Sie doch; ein paar Zammertöne vom Sopran können Sie noch erwischen. Nachher sitzen wir gemüthlich zusammen, die Jugend will tanzen.“ —

Ich schnelle vom Sopha auf. „Kellner, Karl soll nicht ausspannen, ich fahre wieder nach Hause.“ —

Protestrufe und einige Komplimente, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen lassen, übertönen alles. Nach fünf Minuten sitze ich wie eingekleidet zwischen den Herren und stoße mechanisch mit ihnen auf mein Wohl an. Aber mir ist alles egal. Ich habe ja nicht so viel Vorzüge, einem Mädels zu imponiren.

Da öffnen sich plötzlich die Thüren. Ein Damenflor umringt uns. Ich springe auf, küsse alte, eheberingte Hände, verneige mich kühl vor jungen, erstaunten Gesichtern und wende mich schnell feindselig ab, ich habe in zwei lachende, dunkle Augen gesehen. Doch Rätthe von Sohrs helles Organ klingt deutlich zu mir herüber. Sie neckt sich mit dem Regierungsassessor, diesem albernen Menschen, der nicht fünf vernünftige Worte zu sprechen weiß. —

Ein allgemeiner Aufstand bildet sich, jeder ergreift sein Glas und zieht in den großen Saal. Ein paar Walzertakte ertönen, und im nächsten Moment fliegt Rätthe von Sohr lachend mit ihrem Tänzer durch den Saal. Ich verfolge sie mit den Augen und bemerke schadensfroh, daß sie ernst und still wird.

Frau Rittergutsbesitzer Grahl, Mutter von fünf wenig begehrten Töchtern, nimmt sich meiner liebevoll an und fragt, warum ich nicht tanze.

„Ich mache mir heute nichts daraus, gnädigste Frau; ich glaube auch, ich bin ein schlechter Tänzer, ich glaube jetzt alles.“

O, weh, das war dumm von mir! Frau Grahl wird ganz aufgereggt, das ist nicht wahr, sie weiß es besser, ihre Tochter Marie hat gesagt, so ein brillanter Tänzer, wie Herr Schlagentien . . . und ihre Tochter Luise hat gesagt . . .

Ich lasse den Redestrom verzweifelt über mich ergehen; endlich erlöst mich Frau Landrath. „Kommen Sie mit, Herr Schlagentien.“

„Mit Wonne,“ ich springe befreit auf, „aber wohin?“

„An das Klavier. Sie müssen uns etwas vorspielen, während wir uns ausruhen. Nein — nein — kein Sträuben. Sie wissen, wie gern wir Ihre Märsche hören.“

„Ich habe keine Schule — keine Technik . . .“

„Ach, Unsinn, das sagen Sie immer und wissen recht gut, daß wir es gern hören.“

Gut, mag es sein, ich weiß, daß ich gut spiele, und heute will ich es, ich will „ihr“ imponiren. — Es ist todtenstill nach den ersten Akkorden, alles lauscht, ich aber werde das unbehagliche Gefühl der mangelnden Technik nicht los. Als ich geendet, überschütten mich alle mit Lob, nur die eine nicht. Meinertwegen, vielleicht versteht sie nichts von Musik.

Frau Landrath kommt eilig zu mir. „Nun sollen Sie auch belohnt werden, Herr Schlagentien. Jetzt sollen Sie zuhören, wenn Käthe spielt. Laß Dich nicht nöthigen, kleine Schwägerin, heute will ich mit Dir glänzen. Also thue mir den Gefallen und phantasiere ein wenig.“

Käthe von Sohr ziert sich nicht. Ein Moment des Besinnens — dann fliegen die Hände über die Tasten. Das braust und stutet über mich dahin in mächtigen Akkorden, das klingt und jubelt! Dazwischen schält sich meine Marschmelodie rein und klar heraus, die sie dann mit brillanter Technik und verblüffender Fingersfertigkeit in entzückende Phantasien verwebt. In athemloser Spannung lausche ich. Der letzte jubelnde Akkord verklingt, alle umringen sie, ich aber drücke mich heimlich und fahre in aller Stille von dannen. Ich fühle mich erbärmlich, daß ich Stümper vor dieser Künstlerin gespielt! Das ist meiner Eitelkeit ein neuer Schlag!

Wieder steht mein Hausbarometer auf Sturm, meine Leute machen einen Bogen um mich, und ich gefalle mir in der Rolle des Einsiedlers.

In schlechtester Laune reite ich eines Tages spazieren. Mein Knappe läßt sich kaum zügeln und hat nicht übel Lust, mich abzusetzen. Das reizt meine Thakraft, ich galoppire weiter und zeige ihm mit Sporen und Schenkeldruck den Herrn.

Plötzlich merke ich, daß ich dicht bei Braunsfelde, dem Gute des Landraths, bin, ich will schleunigst wenden, doch zu spät, Herr von Sohr sprengt quer über das Feld und schüttelt mir gleich darauf lachend die Hand.

„Famos, lieber Schlagentien, daß ich Sie endlich sehe, nun kommen Sie schnell mit und frühstücken Sie bei mir. Ne — alter Freund — keine Redensarten, diesmal lasse ich Sie nicht so leicht aus den Fingern.“

Ich versuchte nicht mehr, mich zu sträuben.

Als wir über den Hof reiten, wird hastig ein Fenster geöffnet, und Frau von Sohrs lachendes Gesicht schaut mir entgegen. Dahinter erspähe ich mit raschem Blick zwei dunkle Augen, die sich erstaunt auf mich richten. Frau von Sohr ruft mir noch ein paar freundliche Worte zu. Ich will mich schnell vom Pferd schwingen, da protestirt sie lebhaft.

„Bitte, Herr Schlagentien, sorgen Sie für unser Amüsement; zeigen Sie uns eins Ihrer trefflichen Reiterkunststücke. Sehen Sie, jener Baun ist ein prachtvolles Hinderniß. Nicht wahr, Käthe, der Sprung würde uns riesig imponiren.“

Ich höre kaum des Landraths Abmuthen, das Hinderniß sei hoch und der Gaul nervös. Ich zittere in dem Gedanken, endlich ihre Bewunderung zu erringen.

Ich sehe schnell in ihr Gesicht und sonderbar, die Unsicherheit überfällt mich plötzlich. Ich werde unruhig und die alte Ge-

sichte, — der Gaul merkt es, als habe ich es ihm zugeschrien. Er nimmt im Galopp den Anlauf, prallt vor dem Hinderniß jäh zurück, hebt mich pfeilschnell aus dem Sattel und schleudert mich mit voller Wucht herüber. Ich höre noch einen gellenden Schrei — dann nichts mehr.

Als ich wieder zu mir komme, ist mir alles gleichgiltig. Was geht es mich an, daß ich in des Landraths Fremdenzimmer einquartirt bin. Was geht es mich an, daß der Arzt täglich kommt, daß der Landrath mich zu zerstreuen versucht, und seine Frau auf kurze Momente erscheint, um mir Grüße und kleine Sträuße von ihrer Schwägerin zu bringen. — Ganz allmählich fange ich an zu begreifen, daß ich es wundervoll habe, daß ich eines Tages wieder gesund sein werde, und daß das Leben wie neugeschenkt im traumhaften Sonnenglanz vor mir liegt.

So vergehen die Wochen. Der Arzt erlaubt mir das Aufstehen, und heimlich übe ich mich im Gehen und freue mich wie ein Kind auf den Tag, wo ich den kleinen Familienkreis im Wohnzimmer überraschen werde.

Und der Tag kommt. Vorsichtig schleiche ich mich durch die angrenzenden Räume bis zur Entreehür; eben öffne ich sie, da — krrrr — der gellende Ton der Telephonglocke. Unwillkürlich bleibe ich stehen. Schnelle, leichte Schritte erklingen, und gleich darauf schlägt eine geliebte, helle Stimme an mein Ohr. „Hier Käthe von Sohr-Braunsfelde. Wer da? — Ach, Du bist es, liebste Niece. — — — Du willst wieder Krankenbericht haben. Gottlob, es geht ihm gut, nächstens wird er wieder gehen dürfen. Ach, Niece, dann darf ich ihn endlich — endlich wiedersehen. — — — Was, noch mehr willst Du wissen — er soll so geduldig sein, so lieb und freundlich, wie mir das imponirt bei einem Mann. — — Ob ich glücklich bin? — Ja, Niece, sehr, sehr glücklich.“

Länger halte ich mich nicht. Leise schleiche ich mich vorwärts und stehe fast dicht hinter ihr. Erschrocken wendet sie sich plötzlich, und im nächsten Moment liegt sie glücklich in meinen Armen, und ich küsse ihr mit brennenden Lippen den losen Mund. —

Der flüchtig hingeworfene Forscher rutscht vom Kasten herab und schlägt uns krachend zu Füßen. Ich hebe ihn lachend auf und lege ihn unter die blitzende Klingel.

„Das Telephon meldet sich mit dem ersten Glückwunsch, liebster Schatz, hast Du ihn wohl verstanden?“

(Nachdruck verboten.)

## Die trostlose Wittwe.

Russisches Sittenbild von M a x i m B o p o w.

Als Olga Petrowna ihren Gatten, Tertij Zwanowitsch, verlor, hatte sie sehr viel geweint. Sie weinte lange, weinte während sich die Leiche noch im Trauerhause befand, weinte während des Leichenbegängnisses, weinte in der Kirche, weinte am Grabe, in das der Sarg mit der irdischen Hülle des Verblichenen gesenkt worden war, und sogar volle vierzig Tage nach seinem Hinscheiden ließ sie reichlich bittere Thränen fließen. Olga Petrowna hatte selbst ihre Thränen als die bittersten bezeichnet, während sie sich selbst „unglückliche Wittwe“ und „arme Waise“ nannte. Sie nannte sich so völlig aufrichtig, aber ganz unbewußt, denn weder sie selbst noch jemand von ihren Bekannten wäre imstande gewesen, zu erklären, warum eigentlich sie, Olga Petrowna, mit dem Tode Tertij Zwanowitsch eine „arme Waise“ und eine „unglückliche Wittwe“ hätte sein sollen.

Tertij Zwanowitsch hinterließ zu Gunsten seiner Gattin zwei große Fabriken, eine Villa in der Nähe der Stadt, ein großes Haus in der Admiralitätsstraße und eine erhebliche Summe Geldes im Depositenamte. In dieser Hinsicht also hatte Olga Petrowna entschieden keinen Grund, sich „Arme“ zu nennen. Was nun ihr „unglückliches Wittventhum“ anbelangt, so konnten darüber die Bewohner der Admiralitätsstraße nur lächeln.

Der selige Tertij Zwanowitsch hatte, wie jeder Mensch, seine Außen- und seine Innenseite. Und die Wahrheit fordert, zu gestehen, daß die eine wie die andere in gleichem Maße nicht gut waren. Er war nicht von hohem Wuchse, außerordentlich dick, kahlköpfig, narbig und um dreißig Jahre älter als Olga Petrowna. Sein Charakter war herrschsüchtig, grausam und ließ ihn oft zu Gewaltthätigkeiten übergehen, besonders in trunkenem Zustande. Oft, sehr oft hat Olga Petrowna wochenlang das Zimmer nicht verlassen. Sie gab Kopfschmerzen als Grund an, aber alle wußten genau, daß sie gar keine Kopfschmerzen hatte, sondern, daß sie infolge der erlittenen Schläge, das Gesicht mit Flußschwammpulver eingerieben, das Zimmer hüten mußte.

Olga Petrowna selbst war eine reizende Dame. Mit neunzehn Jahren heiratete sie Tertij Zwanowitsch, verlebte mit ihm gegen zwölf Jahre und blieb im zweiunddreißigsten Lebensjahre Wittwe. Besondere Liebe, insbesondere während der ersten Zeit ihrer Ehe, konnte sie für diesen alten, rohen, häufig trunkenen Gatten nicht empfinden. Mit der Zeit aber hatte sie sich an ihn gewöhnt, so daß sie sogar bemüht war, seine Anhänglichkeit zu erwerben. Ebenfalls, wenn auch Olga Petrowna irgend welche Gefühle für Tertij Zwanowitsch hegte, so besonders tief und dauerhaft konnten sie, nach der Meinung aller, nicht sein.

Im letzten Jahre hatte Tertij Zwanowitsch dem Trunke sehr viel zugeprohen und mißhandelte seine Gattin derart, daß, wenn sie ihn überlebte, dies ein reiner Zufall war. Und doch hatte Olga Petrowna sehr geweint und war untröstlich. Anfangs hatte die ganze Admiralsstraße — die männliche und weibliche Bevölkerung derselben — die Trauer Olga Petrownas einigermaßen berechtigt gefunden. Er hat ihr ja ein großes Vermögen hinterlassen, sagten die Leute, nun, warum nicht dankbar sein? Als aber ein Jahr verstrichen war und Olga Petrowna noch immer nicht zu jammern aufhörte, war die ganze Straße darob empört. Die Straße protestirte, anfangs stumm, bald aber wurde der Protest laut, so daß sogar Myrril Fadeitsch, der alte Pope des Bezirkes, als er einmal Olga Petrowna begegnet war, auf ihren stornumhüllten Hut zornige Blicke warf. Die Wittve ging damals auf den Popen zu und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll, denn sie erkannte seine Autorität und seine gesellschaftliche Stellung an.

„Guten Tag, Myrril Fadeitsch,“ sagte sie leisen Tones.

„Guten Tag . . . noch immer in Trauer?“ fragte der Geistliche ironisch.

„In Trauer . . ., Myrril Fadeitsch . . .“

„Um . . . einsalzen also willst Du Dich?“ sprach er und ging davon.

Im Tone des Popen lag eine so klare Verurtheilung, daß Olga Petrowna sehr wenig verwundert war, als einige Tage nach dieser Begegnung die Kapitänsgattin Nikolajewa, die erste Heiratsvermittlerin des Bezirkes, ihr einen Besuch abstattete. Ihren Besuch leitete die Kapitänsgattin diplomatisch ein. Sie sprach meistens von der Theuerung der Lebensmittel, von der Gaunerei der Geschäftsführer, von der Uneinträglichkeit der Häuser und kam endlich auf den Schaden zu sprechen, den die Abwesenheit des Mannes der häuslichen Wirthschaft zufüge.

„So wie eine Geige ohne Saiten, mein Liebchen, genau wie eine Geige ohne Saiten . . . Eine Frau allein . . .“

Olga Petrowna schwieg; sie hatte weder zugestimmt noch opponirt.

„Nun, soll ich etwa vorschlagen?“ schloß die Kapitänsgattin völlig unerwartet ihre Unterredung.

„O, was sprechen Sie?“ erwiderte erschreckt die Wittve und brach dabei in Thränen aus. „Der Selige war zwar sehr streng, ich lebte jedoch mit ihm wie Gott in Frankreich, hatte keine Sorgen, keine Kränkungen . . .“

Der Kapitänsgattin gelang es aber doch, die Wittve zu einer Zusammenkunft zu bewegen, und nach Ablauf einer Woche fand

diese im Demidoff-Garten statt. Der Bewerber war ein Hofrath und Cavalier verschiedener Orden, Andrej Fomitsch Ptitschkin. Hofrath Ptitschkin war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, klein, hager, ebenfalls Wittwer und ebenfalls Hausbesitzer. Er sah ruhig aus und war sogar ein wenig schüchtern. Als er Olga Petrowna vorgestellt wurde, begann er sich zu räuspern, zupfte nervös fortwährend sein Ordensband und konnte, trotz des wiederholten Augenzwinkerns der Kapitänsgattin nur herausbringen:

„Ein entzückender Garten . . .“

„Ja,“ erwiderte Olga Petrowna. „Der Potemkin-Garten aber ist schöner . . .“

„Ja,“ antwortete auch der Hofrath.

Sie spazierten gegen eine halbe Stunde und verabschiedeten sich bald. Der Freier fand in den Augen Olga Petrowna's keine Gnade.

„Er taugt nicht. So ein Bräutigam taugt nicht,“ bemerkte leise die Wittve.

„Er taugt nicht? Dieser Freier taugt nicht?“ Die Kapitänsgattin war völlig erstaunt. „Ein Hofrath, nicht unbemittelt, stets nüchtern, und Du sagst — er taugt nicht!“ rief Nikolajewa händelringend aus.

„Er ist zu still,“ bemerkte die Wittve schüchtern.

„Still? So danke Gott dafür! Dein Seliger war ja ein echter Mars . . . War er denn besser?“

Die Wittve stieß einen Seufzer aus und erwiderte langsam: „Tertij Zwanowitsch, Friede seiner Asche, war ein Mann . . .“

Die Kapitänsgattin warf der Wittve durchbohrende Blicke zu und sagte: „Nun, wir werden es jetzt anders machen. Einstweilen lebe recht wohl.“

Eine Woche später fand ebenfalls im Demidoff-Garten eine neue Zusammenkunft statt. Olga Petrowna wußte nur, daß „ein Bräutigam“ ihrer dort harre. Ob er jung oder alt, ob er Kaufmann oder Beamter sei, dies wußte sie nicht.

Sie waren bereits am Ende der Hauptallee angelangt, als die Wittve plötzlich seitens der Heiratsvermittlerin einen leichten Stoß fühlte. Ein Herr in Militärmütze, das Haupt hoch aufgerichtet, mit einem Stocke effektiv schwingend, schritt er direkt auf sie zu.

„Ein Militär,“ konnte ihr die Kapitänsgattin nur zuflüstern, denn der Mann mit der Militärmütze stand bereits neben ihnen.

„Stabskapitän Vastotschkin, Peter Petrowitsch,“ begrüßte sie die Militärmütze, wobei ein kurzschichtiger Herr, der zufällig vorbeiging, auf eine Entfernung von drei Schritten zurücktaumelte.

„Ich habe die Ehre, meine Gnädige, mich vorzustellen . . .“

Olga Petrowna spürte, wie ein Gefühl der Schüchternheit sich ihrer bemächtigte, und sogar die Kapitänsgattin, eine durch ihre Frechheit weitbekannte Persönlichkeit, war still geworden und ging seitwärts.

Einige Worte über die Vernachlässigung des Gartens und über die Unsauberkeit des Publikums hinwerfend, bog der Stabskapitän seinen Arm ein und schlug ihn Olga Petrowna vor.

„Votre main, meine Gnädige . . . In diesem Gedränge . . .“ sagte er galant.

Olga Petrowna war garnicht gewöhnt, untergefaßt zu gehen; aber die Stimme des Stabskapitäns war so achtungseinsflößend und keinen Widerspruch duldend, daß sie gehorchte und ihren Arm in den ihres Begleiters einhängte. Während des Spazierganges drückte der Stabskapitän die Hand seiner Dame in seltsamer Weise, und nach kurzer Zeit des Hins- und Herwanderns begannen die Wangen der Wittve schon roth zu werden, ihre Augen sprühten Feuer und ihre Stimme vibrirte; doch war sie bestrebt, das Gespräch im Gang zu erhalten.

„Ist es ein Orden?“ fragte sie, auf das gelbe Band, das aus dem Knopfloche des Rockes ihres Begleiters hervorlugte, hin deutend.

„N—ja . . . Georg-Orden . . . im letzten Kriege.“

„Im letzten Kriege.“

„Ja, eine türkische Kanone erobert.“

Oliga Petrowna bebte zusammen und verlor die Fähigkeit, das Gespräch weiter zu führen. Der Stabskapitän ließ sich jedoch durch das Schweigen seiner Dame nicht beirren und er erzählte gesprächig und detailliert über seine Vergangenheit, Gegenwart und sprach sogar von seiner Zukunft.

Ueber die Vergangenheit und Gegenwart ihres Begleiters erfuhr Oliga Petrowna aus seiner Erzählung, daß er gegenwärtig außer Dienst sei und jährlich 149 Rubel Pension beziehe. Bezüglich seiner Zukunft bemerkte Stabskapitän Lastotschkin, daß er bereit wäre, den Rest seiner stürmischen Tage im friedlichen Hafen der Ehe abzuschließen, wobei er Oliga Petrowna einen Blick zuwarf, der ihr zu begreifen gab, daß nicht nur die Stimme des Stabskapitäns, sondern auch seine Augen keinen Widerspruch dulden.

Als sie den Garten verlassen hatten, erklärte Stabskapitän Lastotschkin entschieden, er wolle seine Dame bis zu ihrer Wohnung begleiten, und als sie schon neben dem Hause standen, verlangte er ebenfalls entschieden, Oliga Petrowna möge ihn zum Thee einladen. Sie gehorchte.

„Gelegentlich einmal bitte ich Sie, bei mir den Thee einzunehmen zu wollen.“ . . . sagte sie schüchtern.

„Merei, aber . . . entschuldigen Sie, warum denn gelegentlich, warum nicht heute? Meine Gnädige, ich bin Militarist und ein Mann von entschiedenem Charakter . . . Ihre Schönheit . . .“

Oliga Petrowna erröthete, flüsterte einige unverständliche Worte, wurde aber sofort durch eine gebieterische Geste des Militaristen zum Schweigen gebracht.

„Pardon, meine Gnädige — kein Wort mehr! Stabskapitän Lastotschkin hat gesagt, und so wird es auch sein . . . Ich habe, gnädige Frau, eine ganze Rote Soldaten befehligt, so daß ich imstande bin, mit einer, wenn auch schönen Dame . . .“

Er endigte den Satz nicht, denn in diesem Augenblicke drang zu seinen Ohren ein Schimpfwort, das Oliga Petrownas Hausmeister einem Hausdiener zuschleuderte. Der Stabskapitän drehte sich rasch um, schritt auf den Hausmeister zu, erhob die Hand und ließ sie sinken. Es ertönte gleichzeitig ein Schlag und ein Aufschrei . . . Als bald stand der Militarist wiederum neben der Wittve, öffnete rasch die Empfangspforte und sagte ruhig:

„Entrez, meine Gnädige!“

Vor Furcht bebend und die Hand der Vermittlerin nervös drückend, hüpfte Oliga Petrowna in das Pförtchen, bestieg rasch die Haustreppe und blieb an der Thüre lauschend stehen. Indessen ließ sich im Hofe, lauter als der Schall einer Regimentstrompete, die Stimme des Stabskapitäns vernehmen:

„Kanaille, Bauernschädel, Schweine! . . . Ich werde Euch Höflichkeit lehren, ich werde . . .“

„Ist er dem Trunke ergeben?“ fragte indessen die Wittve ihre Vermittlerin im Flüstertone. Letztere ließ die Augen zu Boden sinken. Oliga Petrowna drückte die Hand an ihr Herz und stieß einen tiefen Seufzer aus. . .

„Ich werde Euch die Schädel zertrümmern, Ihr Gallunken, Ihr Gauner!“ . . . schallte es unterdessen noch immer aus dem Hofe herauf.

„O, mein Seliger!“ flüsterte Oliga Petrowna und lächelte sanft.

Wenige Wochen später war in der „Stadtzeitung“ folgende Ankündigung zu lesen: „Oliga Petrowna, verwitwete Podolin, Stabskapitän Peter Petrowitsch Lastotschkin empfehlen sich als Vermählte.“

(Nachdruck verboten.)

### Räthsel. Bilderräthsel.



#### Ergänzungsräthsel.

Die nachstehenden Wortreste sind zu Hauptwörtern zu ergänzen, indem anstelle der Striche passende Buchstaben, und zwar bei jedem Wort die gleichen gesetzt werden:

—uf, —n, —g, —eiter, —ka, —ry, Le—, E—, Wei—, Ko—,  
He—, Ge—, We—, O—, Bi—, Bo—, Au—

#### Buchstabenräthsel.

Wir lassen bald uns trauen.  
Mit b verkünd ich's laut:  
Ein w von allen Frauen  
Ist meine liebe Braut.

#### Entwickelungsräthsel.

Aus „Haus“ soll „Dorf“ entwickelt werden; immer durch Abänderung eines Buchstabens, ohne die Stellung der übrigen zu verändern.

H A U S  
— — — — Umhüllung.  
— — — — moderner Schriftsteller.  
— — — — Schatz.  
— — — — natürliche Waffe.  
— — — — Pflanzentheil.  
D O R F

#### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;  
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).  
M, der Mittelhandspieler, gewinnt a-Handspiel auf folgende Karte:  
aK, D, 9, 8, 7; bK, 9; cK, 9; dA.



Im Skat liegen zwei gleichwerthige Blätter. V hatte keine leeren Karten in der Hand, sondern lauter Zählblätter, darunter 3 Aße und 2 Zehnen, H hatte jedoch nur 6 Augen in der Karte. Die Gegner kommen bis 58. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

#### Auflösung des Bilderräthfels.

Durch Nacht zum Licht.

#### Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von D. Nemo.)

W. Ka5, Dh6, Tc4, Sb2, Bd6, e2, g4. Schw. Kd5, Ba6, d4, e5.  
1. Sb2—a4, beliebig. 2. Vierfach matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Ernst Lau, Gustav Engel, Oswald Martini, Arthur Nibel, Bruno Topp, Johannes Schellong, Wilhelm Golzer, Karl Weber, Walter Kühn, Kurt Schendel, A. Schwantes, Bromberg. Erich Volk, Prinzenhal. Ekfriede Engel, Elisabeth Schulz, Herbert Randler, Richard Misch, Emil Hoppe, Karl Schulz, Willi Pozorski, Ida Raschke, Eickler, Hans Kühl, Stanislaus Musielewicz, Helmuth Peter, Bromberg.